

Klaus Inzuben und seine Tochter [Fortsetzung]

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **11 (1921)**

Heft 14

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637031>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 14 — XI. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 9. April 1921

Erwartung.

Von W. Wolfensberger.

Die Nacht ist schwül, noch schwüler als der Tag,
Und Strauch und Zweig rührt nicht ein leiser Odem.
Nur aus den Wiesen, schwer durch Busch und Hag
Verborgen zieht des Frühlings dumpfer Brodem.

Die Nacht ist schwül, die Blätter zittern kaum.
Beitörend liegt ein Wohlgeruch auf Wegen.
Und knospen schwer im Garten sinnt der Baum
Und träumt dem Blust und seiner Frucht entgegen.

Klaus Inzuben und seine Tochter.

Erzählung von Alfred Huggenberger.

3

An diesem Abend gab Hermine dem Emil Merk das Jawort. Er nahm die Zusage gelassen auf, wie etwas, auf das er nur zu warten gebraucht und das nie ernstlich im Ungewissen gelegen. Das „du“ machte ihm keine Mühe, während es Hermine heut noch nicht über die Lippen bringen konnte. Aber so oft sie ihn heimlich ansah und beobachtete, jedesmal dachte sie bei sich: So ordentlich und so verständlich wie jeder andere sieht er gewiß aus...

Er sprach mit einigem Eifer, jedoch ohne zu prahlen von seinem Hofe. Wie da der ebenen Lage wegen alles leichter zu bebauen sei als hier im Gersbach. Wie er sich jetzt mit Maschinen versehen habe, mit deren Hilfe die Erntearbeiten fast um die Hälfte weniger Zeit in Anspruch nähmen. Mit besonderem Stolz erzählte er von seinen Erfolgen in der Aufzucht von Rassevieh. Er zeigte eine in seinem Notizbuch verwahrte Zeitungsnotiz vor, nach welcher er an der letzten Bezirkschau mit zwei ersten Prämien ausgezeichnet worden war.

Bevor Emil Merk gegen acht Uhr Abschied nahm, um den Zug in Reichenberg nicht zu verfehlen, gab er Hermine unter der Haustüre wiederholt die Versicherung, sie werde ihren Schritt gewiß nie bereuen müssen. Es sei doch wenigstens Zeug genug da. Zu schaffen gebe es schon auf dem Taubenmoos, aber für etwas sei man schließlich auch auf der Welt. Und soviel er schon gesehen habe, bringe doch die Armut den meisten Unfrieden in die Häuser.

Hermine erwiderte nicht viel darauf. Es war ihr immer, als hätte er etwas anderes sagen sollen. Und sie wußte doch nicht was.

III.

Am darauffolgenden Sonntag fuhr Klaus Inzuben mit seiner Tochter auf dem sauberen Rennwägelchen über Reichenberg, Neuwies und Innerberg nach dem Taubenmoos hinüber, um, wie verabredet war, das Gut zu besichtigen. Rudolf hatte gemeint, die Bahn wäre bequemer, aber der Vater wollte nichts davon wissen. „Wer auf selbstgeschmierten Achsen fährt, der braucht sich seinen eigenen Tag nicht von andern einteilen zu lassen“, sagte er. Er hatte das Handpferd tags zuvor absichtlich nicht an den Pfug genommen; nun trabte der schwere Braune gemächlich und mit Behagen auf der märztroffenen Straße fürbäck, drehte, um seinem Mutwillen Ausdruck zu geben, hin und wieder, wenn ein Stein oder ein Haufen Bauholz am Wege lag, den Kopf ein wenig schief, sträubte die Ohren und tat so unternehmungslustig, als wollte er übereins einen bösen Seitensprung machen und das ganze Gefährt über den Haufen werfen. Dabei blieb er aber nichtsdestoweniger wohlankömlich und gesittet, wie es sich für einen standesbewußten Bauerngaul geziemt, dem man doch immerhin beim Anschirren und Einspannen jeweilen mitteilt, um was es sich handelt, der genau weiß, ob es Sonntag oder Werktag ist und was sein Meister hinter ihm gern oder ungern sieht.

Die gute Laune des Pferdes ging unvermerkt auch auf die Insassen des Wägelchens über. „Der Tag freut mich“, sagte Klaus Inzuben, während sie aus dem Reichenberger Schloßholz ins frühlingshelle Land hinausfuhr. Er sah dabei weder rechts noch links, sondern steif geradeaus, über den Kopf des Pferdes hin.

„Es ist mir jetzt auch recht,“ gab Hermine einfach zurück, fast wie zu sich selber redend. Sie sagte es nicht leicht hin, sie glaubte daran.

Vater und Tochter hatten seit dem vergangenen Sonntag keine Silbe mehr über die Angelegenheit verloren; aber Hermine hatte die Woche über während der Nebenarbeit und in stillen Nachtstunden viel nachgedacht und war ganz mit sich selber ins Klare gekommen. Nein, es wäre doch lächerlich gewesen — einfach eine Grille! Wunderprinzen gab es ja keine in der Welt. Und einen guten Willen mußte der Emil Merk nach allem doch zu ihr haben. Ach, der Kleiner im Grund, Hannas Hochzeiter, hatte im Anfang auch recht hölzern getan, Hanna war kein bißchen in ihn verliebt gewesen. Und nun sang und trällerte sie den ganzen Tag und prahlte vergnüglich bei Hermine, ihr Schatz würde ihr über ein Wasser nachschwimmen.

„Der Tag freut mich,“ wiederholte Klaus Inzuben nachdrücklich. „Für dich hin und für mich hin,“ setzte er nach einer Weile hinzu.

Ohne daß ein Blick oder eine besondere Färbung des Tones etwas dazu beigetragen hätte, waren sich die beiden durch die wenigen Worte so nahe gekommen, daß Hermine nebenaus sehen mußte, um eine Träne in ihren Augen zu verbergen.

Die Straße hatte eine kleine Bodenerhebung zu überwinden, und der Bauer ließ das Pferd in Schritt übergehen. „Auf das Taubenmoos komm ich dann — nachher — gern etwa einmal zu Gast,“ plauderte er nach längerer Pause so im Fahren weiter. „Besonders, wenn... Ja, so weit voraus darf man jetzt noch nicht rechnen. Aber man macht sich halt so seine Gedanken...“

Hermine verstand ihn und lächelte leise vor sich hin. Es wollte jetzt unversehens ein ganz lautes Glücksgefühl in ihr aufkommen. Die Wiesen hatten sich so fast über Nacht grün gemacht und die fern über dem Wiesberg aufgebauten Wolkenschlößer ragten so wunderbar gekürmt und schimmernd in den Himmel hinein, wie sie es seit Kindertagen nie mehr gesehen zu haben glaubte.

Klaus Inzuben gab das aus zäher Hanfschnur geflochtene Leitseil für ein paar Augenblicke der Tochter in die Hand und zündete eine seiner zwei Sonntagszigarren an, die er auf alle Fälle zu sich gesteckt hatte. „Ich rauche ja für gewöhnlich beim Fahren nicht,“ glaubte er sich entschuldigen zu müssen. „Aber weil das Wetter so schön ist und weil mich überhaupt die Welt heute so gut annimmt, paßt mir's halt einmal. Wie mancher macht heutzutage einen Rauch und hat das Kraut dazu nicht einmal selber verdient.“

Es war eine vergnügliche Fahrt durch Dorf und Weiler, an stattlichen Höfen vorbei mit Schopf und Scheuern, mit Hühnervolk und pausbadigen Kindern auf Platz und Stiegen, dann wieder zwischen Wiesen und Rebhügeln und an breiten Aderzelgen hin, auf denen schon da und dort ein Pflug seinen lieben Adersonntag hielt.

„Man denkt doch zu wenig daran, daß es an anderen Orten auch Land gibt und vertrauliche Heimaten,“ wandte sich Klaus Inzuben einmal an seine Tochter. „Mir ist immer, ich könnte da auf der ersten besten Zelg zu adern anfangen, und der Boden würde mich sogleich verstehen und alles von mir wissen, wie wenn ich immer darauf geschafft

hätte. So wird es dir auch gehen. Wenn du in eine neue Heimstatt kommst und nimmst deine alten Gedanken mit, so bist du gleich von Anfang an nicht ganz allein, wenn du dich auch an die Leute erst gewöhnen mußt.“

Hermine verstand, was er sagen wollte. Sie wunderte sich im stillen, woher der sonst so wortfarge Mann heut seine eindringliche Beredsamkeit hernahm.

Etwa eine Viertelstunde hinter Innerberg hielt Klaus Inzuben auf einer mäßigen Anhöhe still, scheinbar nur, um das Pferd ein wenig verschäufeln zu lassen. Ueber eine freundliche, von Wald und Rebhängen eingeschlossene Talmulde herüber grüßte ein großes Dorf mit schlankem Kirchturm. Im Vordergrunde aber, inmitten von frischbegrünten Wiesen und besonnten Aderzelgen, zeigte sich, breit hingelagert, halb Bauernhof, halb Herrensiß, ein stattliches Gehöft, dessen freistehendes Wohngebäude mit seinem hohen Fachwerkgiebel fast einem alten Schloßchen gleich sah. In einer Einfriedung nicht weit vom Hof weideten ein paar Stück Jungvieh und ein schwarzes Fohlen. Ein Hund bellte lässig in die sonntägliche Stille hinein. Eine Lerche sang irgendwo in der Luft; ihr eintöniges Lied wurde durch kräftigen Hahnenruf, der aus dem weitläufigen Baumgarten kam, in fast regelmäßige Strophen abgeteilt.

„Da ist wohl auch kein Hungerschluder daheim,“ sagte Klaus Inzuben wie nebenbei.

Hermine mußte immer nur hinschauen, ihre Augen waren gleichsam in das Bild des herrlichen Hofes gebannt. Sie fragte nicht, ob das das Taubenmoos sei, sie wußte es ohne weiteres.

„Da darf sich eine schon etwas daraus machen,“ sagte sie jetzt einfach und sah den Vater an. In ihrem Blick lag ein zäher Beschluß ausgesprochen.

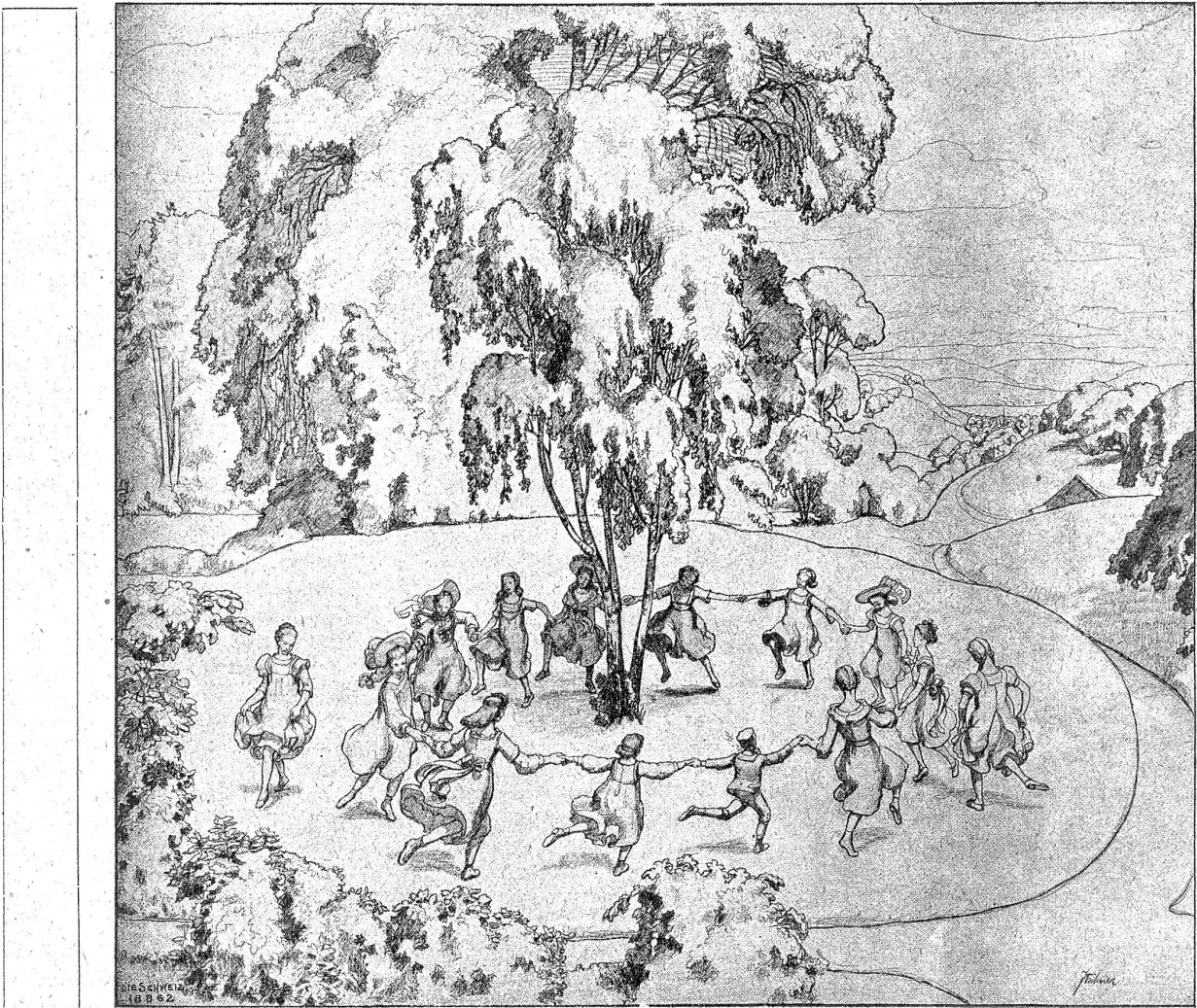
„Es sind achtzig Zucharten bebauten Landes, ohne das Moos und die Waldung,“ sagte der Bauer, auf jedes Wort Gewicht legend. Es war, als ob ihn schon ein heimliches Recht mit dem stolzen Besitz verbinden würde.

Hermine war leichten Fußes vom Wagen gesprungen und machte sich nun daran, am nahen Waldrande ein paar Anemonen und Schlüsselblumen zu brechen und zu einem zierlichen Sträußchen zu ordnen. Der Vater sah ihr wohlgefällig und aufmerksam zu. Es ist beides in ihr, ein Kind und ein Mann, dachte er im stillen bei sich.

Emil Merk stand im Stallanzug am Brunnen und wusch sich Arme und Hände, während das Fuhrwerk von der Straße aus auf die gepflasterte Hofreite einbog. Gelassenen Ganges, die Hände an den Hosentaschen reibend, kam er auf die bereits vom Wagen gestiegenen Gäste zu, grüßte steif und machte sich kurzerhand ans Ausspannen. „Es ist niemand da als der Melker,“ sagte er mit kaum verhohlener Verdrießlichkeit. „Die Leute sind heutzutage so dressiert, daß sie am Sonntag mit dem Wochenlohn aufräumen müssen.“

Hermine stand in kleiner Verlegenheit. Sie hatte es sich vorher schön ausgedacht, mit einem Scherzwort wollte sie Konrad die paar Frühlingsblumen als Gruß hinhalten. Ach — was hätte der damit anfangen wollen! Fast mußte sie lächeln über ihren dummen Einfall.

Klaus Inzuben ließ verstohlen einen besorgten Blick nach seiner Tochter herübergehen, während er gemächlich das



Karl Itzner, Küssnacht (Zürich).

Reigen (Zeichnung).

Handstück vom Leitseil losmachte. Er war in diesem Augenblick auf Emil Merk sehr ungehalten.

„Nicht einmal zum Anziehen kommt man mehr,“ entschuldigte sich dieser in gedrücktem Tone. „Einen Tag wie den heutigen haben wir auf dem Taubenmoos seit langem nicht gehabt. Alles geht krumm, alles geht quer. Am Morgen beim Tränken kommt dem Stallbuben ein Roß los, das trampft, während es im Hof herumrennt, auf eine Glasscherbe, die weiß Gott wie dorthin gekommen ist. Der ganze Strahl durchschnitten. Hinten rechts. Es muß gut gehen, wenn ich den Gaul in fünf Wochen wieder einspannen kann. Und nach dem Mittagessen kommt mir zu allem hin die schönste Kuh im Stall vorzeitig zum Kalben. Fast acht Wochen zu früh. Das Kalb ist natürlich hin. Es wäre unter Brüdern hundert Franken wert gewesen. Prima Abstammung. Wie's mit der Kuh geht, kann noch niemand sagen. Es sind Anzeichen von Kalberfieber da.“

„Eins fehlt, eins gerät,“ suchte Klaus Inzuben kleinlaut zu beschwichtigen.

Hermine zupfte an ihren Blumen und war zuerst unschlüssig, ob sie den beiden Männern nach dem Pferdestall hinüber folgen oder hier auf sie warten sollte. Es kam ihr selber verwunderlich vor, daß sie für Konrads ungeschicktes

Benehmen bereits eine Entschuldigung in ihrem Herzen vorfand: Das war denn doch viel Pech an einem Tage, ein anderer käme auch nicht ohne weiteres darüber hinweg...

Sie blickte an dem hohen Hause hinauf, sah sich die geschnitzte zweiteilige Haustüre an und den steinernen Korbbogen darüber mit der eingemeißelten Inschrift:

H · M · Im Taubenmoos · 1750

Und nun suchte sie den in altväterisch verschörkelten Buchstaben über dem Eingang gemalten Spruch zu entziffern:

Wer stät in Trewen schafft sein Sach,
Darf stolz seyn auf sein tor und dach,
Es sitzt kein Rüng so hoch im Land,
Er nehrt sich durch des Bauren hand.

Sie hatte das Gefühl, als sähen ihre Augen jetzt alles klarer als sonst. Ein einziger, herrischer Gedanke hatte ganz von ihrem Herzen Besitz genommen.

Unversehens war nun die eine der schweren Halbtüren aufgegangen, ein ältliches Mädchen stand auf der Schwelle. „So, das ist schön, daß Ihr's gewagt habt,“ sagte die kurze, untersekte Person in resolutem Tone. Sie kam über den Hof näher und hielt Hermine eine breitgewerkte Männerhand hin. „Ich bin also die Annette,“ stellte sie sich vor, mit einer Stimme, der man es anmerkte, daß sie nicht an Zärtlichkeiten



Eduard Huber in chinesischer Kleidung.

gewöhnt war. „Kommt nur ungeniert herein, es gilt gleich viel wie das Draußenstehen!“

Hermine folgte ihr gelassen. Drinnen im breiten, mit Steinplatten belegten Hausflur kam den beiden eine Frau entgegen, die, ursprünglich groß gewachsen, nun so gebeugt ging, daß ihr Körper fast einen rechten Winkel bildete. Hermine erschrak innerlich vor der sonderbaren Erscheinung und hatte Mühe, sich an deren Anblick zu gewöhnen.

(Fortsetzung folgt.)

Eduard Huber.*)

Ein schweizerischer Indochinaforscher.

Indien bedeutet für uns das Land der Wunder. Südöstlich von Suez endet für den Europäer das Wallen der Vorsehung abendländischer Art, und die Menschen werden den Göttern und Teufeln Asiens ausgeliefert, deren tropische Wildheit unseren nördlich-gemäßigten Sinnen und Gemütern meist unverständlich bleibt.

Gerade diese Tatsache, verbunden mit dem Fremdartigen einer unseren Verhältnissen und Lebensarten vollständig fernliegenden Welt macht es aus, daß in jedem von uns einmal der Wunsch auftaucht, hin-zureisen und mit eigenen Augen zu betrachten, was uns Bücher und Schullehrer schildern und berichten. Allein es sind Wenige die Indienreisen nicht bloß auf der Landkarte ausführen. Man hat „kein Geld“, man hat „Wichtigeres zu tun“ — mit diesen Ausreden wehrt sich der gut erzogene Staatsbürger nicht nur von einer Indienreise, sondern noch über eine ganze Reihe von Forderungen, die seine Seele an ihn stellt, hinwegzutäuschen. Er lebt seinem

Verdienste und merkt in der Sorge ums tägliche Brot oft nicht, daß er noch eine weitere Bestimmung hat, als in Hast und relativ friedloser Alltagsarbeit unter einem Joch von tausend Pflichten müde und alt zu werden: daß er in sich die seelische Forderung nach Weiterentwicklung trägt, auch wenn er übers Schwabenalter hinaus ist.

Ja, wird man fragen, soll denn ein jeder nach Hinterindien reisen? Nein: jeder fühlt ganz genau, was ihm nützt für seinen inneren Menschen, was er tun muß, um sein besseres Ich nicht unter der Last alltäglich-gewöhnlicher Betriebsamkeit untergehen zu lassen. Die Hauptsache dabei ist, daß er seiner inneren Forderung folgt und ihr nicht mit einer Ausrede ausweicht, weil ihm die Erfüllung dieser Forderung keine Million einbringt. — Manchmal wird es eine Reise sein, manchmal die Inangriffnahme eines „unrentablen“ Wertes, manchmal das Sich-Zeit-Nehmen zum Lesen eines für ihn wichtigen Buches — vielleicht wird es bei dem oder jenem auch ein Sich-Vorführen aus geliebten Verhältnissen sein, besonders dann, wenn seine Seele frei werden will von der Bemutterung heimatländischer Lebensauffassung, Denkart, Horizontverengung, geistiger Abhängigkeit und vaterländischer Beschränktheit.

Eduard Huber war einer, den der Drang nach Wissen, die Liebe zu einer halb verschütteten, deswegen jedoch keineswegs zu verachtenden Kultur, und ein außerordentliches Sprachtalent hinauszogen in die weite, unerforschte, geheimnisreiche und gefährliche Welt Indochinas.

Wenn man glaubt, es sei eine Seltenheit, daß Schweizer an Durchforschungen fremdländischer, wenig bekannter Gebiete teilnehmen, so irrt man sich: bis zum Jahre 1904 zählte man 60 Afrikaforscher schweizerischer Herkunft.

Huber wurde als der zweite Sohn eines Ziegeleibesizers zu Großwangen (Luzern) im Jahre 1879 geboren. Als Kind verunglückte er in der Fabrik seines Vaters und verlor seinen linken Arm. So konnte er nicht, wie er es sich wünschte, die militärische Laufbahn ergreifen. Bald entdeckten seine Eltern und Lehrer das außerordentliche Sprachtalent des Burschen. Als Fünfzehnjähriger kam er nach Solothurn an die Kantonsschule, wo er neben Französisch auch Unterricht nahm in Italienisch, Englisch, Spanisch, Hebräisch, Chaldäisch und Sanskrit.

Dann reiste er nach Paris, um die Sorbonne zu beziehen. Der Direktor wollte den schüchternen Schweizer abweisen, er ließ ihm ein arabisches Schriftstück reichen, das sollte er übersetzen. Zu seinem Erstaunen las und übersetzte ihm der linksche Schweizerjüngling das Prüfungsstück ohne langes Besinnen und so fließend, daß er Huber den Eintritt sofort gewährte. Außer den bereits angefangenen Sprachstudien beschäftigte sich Huber nun noch mit Altgriechisch, Russisch, Japanisch, Chinesisch, Armenisch und Hindostanisch. Es war in der Regel kein trockener Grammatikunterricht, den er genoß. An der Sorbonne sind nicht nur die besten Lehrer des ganzen Landes, dort finden sich auch Studenten aus allen Gegenden der Erde. Huber schloß zahlreiche Freundschaften mit Orientalen, in deren Muttersprachen er mit ihnen verkehrte und sich so in der Konversation übte. Mit einem Osmanen übersetzte er türkische Zeitungen, der Archimandrit (Erzpriester) der Armenier in Paris übersetzte mit ihm armenische Literatur, und Lién Yöng, ein Mandarin bei der chinesischen Gesandtschaft, führte ihn in die Abfassung diplomatischer Aktenstücke ein. Neben den klassischen Sprachen hörte er im Umgang mit Studentkameraden eine ganze Menge verschiedener Dialekte. „Und man stelle sich dabei nicht eine oberflächliche, auf einige Worte und Redewendungen beschränkte Kenntnis vor,“ schreibt einer seiner französischen Kameraden, der dann mit ihm in Hinterindien weilte. „Ich erinnere mich, daß ich Huber an der Schule, welche damals von Hanoi nach Saigon übersiedelte, auf Hindostanisch mit einem Portier aus dem südlichen Indien scherzte, mit seinen beiden Dienern fleißig Befinger Chinesen

*) Eduard Huber, ein schweizerischer Sprachgelehrter, Einsiedler und Indochinaforscher. Sein Leben, seine Briefe, seine wissenschaftliche Bedeutung steht einer Auswahl seiner Arbeiten von Casimir Schnyder, Zürich. Mit 40 Illustrationen und 3 Kartenskizzen. Verlag Diell Hölzli 1920. 203 S. Preis Fr. 20.